



FRIKTIONEN

Beiträge zu Politik und Gegenwartskultur

Ausgabe 08/2009

Wie ist das Politische zu denken?

Editorial	S. 2
Über Sinn und Unsinn eines personenzentrierten Ansatzes in politischen Betrachtungen	S. 3
At your Service	S. 6
Tagebuch aus dem Pflegeheim für frustrierte Intellektuelle, Teil V	S. 7
Feiern im Abschaum	S. 18
Heavy Metal als Restabilisierungsversuch des Bombastrocks	S. 18
Aus dem Plattenarchiv	S. 20

Editorial

Hallo Zusammen,

in Anerkennung der aktuellen Situation gibt es diesmal weniger Text, damit man sich auch nach der Lektüre dieser Ausgabe noch ausführlich dem Diskurs über Krise und Abwrackprämie widmen kann. Das Programm der poetischen Philosophie, in der letzten Ausgabe ausgerufen, konnte ich noch nicht so weiter verfolgen, wie ich es mir vorgenommen habe. Mal sehen, ob die Herbstausgabe hier mehr bringt. Mein Dank geht an Benno Zehetmair für einen situativen Schnappschuss, der gut zur aktuellen Folge des Wohnheims für Intellektuelle passt.

Nach wie vor gilt die Einladung für „Friktionen“ zu schreiben, zu zeichnen oder zu fotografieren. Wem's gefällt kann das Magazin per Newsletter bei friktionen@web.de abonnieren.

München, Juni 2009

Impressum:

Friktionen erscheint in unregelmäßigen Abständen in elektronischer Form.

Herstellung, Redaktion, Beiträge und Verantwortlicher im Sinne des Presserechts:
Matthias Hofmann
Schwanthalerstr. 94
80336 München

Über Sinn und Unsinn eines personenzentrierten Ansatzes in politischen Betrachtungen

Politisches Geschehen – das sind vor allem handelnde Personen. Diesen Eindruck gewinnt man zumindest, wenn man sich über Politik durch die üblichen Medien, wie Tageszeitungen und Nachrichtensendungen informiert. Hier erfährt man vor allem, wer etwas gesagt, beschlossen oder getan hat. Reden und Auftritte, Konferenzen und Parlamentsdebatten prägen die politische Themenlandschaft in ihren Schwerpunkten und Inhalten. Wissen um Politik wird im Alltagsverständnis denn auch oft mit dem Wissen über Personen und deren Positionen gleichgesetzt. Auf dieser Ebene fällt dann ein Urteil. Man glaubt nicht nur sich dieses Vorgehen erlauben zu können, sondern auch an dessen Angemessenheit, obwohl man die Eingebundenheiten der Akteure eigentlich nicht einschätzen kann. In den Beziehungskisten seiner Freunde würde man sich das nie erlauben, wenn man noch bei Trost ist und dafür gibt es gute Gründe.

Die Oberfläche des politischen Geschehens

Die akteurszentrierte Sichtweise ist eine Darstellungs- und Wahrnehmungsform, die in die Irre führt, oder genauer gesagt an einer Oberfläche bleibt, die nur vermeintliches Verstehen ermöglicht, denn der Einfluss des einzelnen Akteurs auf Normen und Entscheidungen, das politische und gesellschaftliche Geschehen schlechthin, wird in diesen Darstellungen der täglichen politischen Auseinandersetzung implizit überschätzt.

Die treibende Basis politischer Prozesse bilden demgegenüber Strukturen, die jede politische Klasse als historisch gewordene Voraussetzungen der eigenen strategischen Möglichkeiten vorfindet. Auch wenn rund um die Feiern zum 60. Jahrestag der Gründung der Bundesrepublik hier Assoziationen in Richtung Verfassung entstehen mögen, so handelt es sich dabei nur um ein Element. Die Ideen und Setzungen, die in dieses Dokument eingegangen sind, erweisen sich auch jenseits des Textes als prägend und zwar in einem Maße, das sie – zumindest kurzfristig – unhintergebar macht. Das Gesellschaftsgefüge ist durchzogen von Institutionen – im Sinne von gewachsenen Setzungen beim kollektiven Umgang miteinander, die das Handeln in großem Umfang prägen. Gemeint sind damit Strukturen wie die Eigentumsordnung, die Demographie, die über Bildungseinrichtungen vermittelten Grundsetzungen beim Blick auf die Welt, die technologischen Organisationsformen einer Gesellschaft und die in diese Strukturen eingelassenen Organisationen und Handlungsstrukturen. Sie alle prägen staatliches Handeln in einem Maße, das sich auch monetär spiegelt. Ein Großteil der staatlichen Haushalte ist bereits auf Basis bestehender Festlegungen fixiert, die das aktuelle Machtgefüge spiegeln. Ihre Verwendung entzieht sich also erst einmal dem politischen Handeln. Diese Erkenntnis an sich ist nicht neu. So konnte Richard Sennett schon 1974 feststellen: „Das übermäßige Interesse an Personen auf Kosten der gesellschaftlichen Beziehungen wirkt wie ein Filter, der unser rationales Gesellschaftsverständnis verfärbt. Er verdeckt, daß der Klassenbegriff in der fortgeschrittenen Industriegesellschaft

nach wie vor von Bedeutung ist.“¹ Auch wenn man dem Klassenverhältnis als Haupttreiber gesellschaftlicher Prozesse nicht folgen mag, bleibt die Tatsache, dass grundsätzliche Handlungsrestriktionen bei den gewählten Volksvertretern und der durch sie mehr oder weniger kontrollierten politischen Administrationen bestehen und dass sie selten diskutiert werden. Unter diesem Aspekt scheint der Ansatz, sich Politik in der spätindustriellen Moderne über ihre Funktionsträger zu nähern, einer zu sein, mit dem man einem im wesentlichen bürgerlichen Politikverständnis auf dem Leim geht. Politisches Interesse und Wissen wird in diesem Kontext oft am Wissen über Akteure, deren jeweiligen normativen Hintergrund und deren Äußerungen gemessen, bestenfalls noch an dem Wissen über einzelne Gesetzesvorlagen oder gar verwaltungstechnische Umsetzungen. Man sollte sich hier auch nicht von der weitgehend personenzentrierten Geschichtsschreibung ins Boxhorn jagen lassen. Es ist zwar richtig, dass einzelne Entscheidungen oft Monarchen, Kanzlern, Präsidenten, Revolutionären und ähnlichen Akteuren zugeschrieben werden, aber in diesen Fällen existieren meistens trotzdem Koalitionen gesellschaftlicher Kräfte, Beraterstäbe, Bürokratien und Armeen, die durch ihre Interessen, Weltbilder und Organisationsformen mit eigener Dynamik diese Handlungen prägen.

Die Krise der Legitimation

Der Grund für diese Vernachlässigungen in der Analyse ist evident. Nur die Spitzenvertreter des politischen Systems werden nach allgemeiner Lesart über repräsentative Wahlen demokratisch legitimiert. Ihre Auswahl stellt die Souveränitätsausübung durch das Staatsvolk dar. Daher muss ein Konsens über die Handlungsfähigkeit dieser Akteure existieren, um das Konstrukt der Repräsentation überhaupt aufrechtzuerhalten. Die Handlungsrestriktionen der von uns gewählten Repräsentanten verweist uns unmittelbar auf die Elemente der Gesellschaftsordnung, die sich damit dem Zugriff der demokratischen Gestaltung entziehen (von den Problemen des Repräsentationskonstrukts einmal völlig abgesehen). Murray Edelman sieht denn auch im Vorgang der Wahlen weniger ein Element der realen Partizipation, sondern mehr ein Ritual der Selbstversicherung moderner politischer Systeme: „Wie jedes Ritual [...] lenken Wahlen die Aufmerksamkeit auf die gemeinsamen sozialen Grundwerte und darauf, daß es wichtig und offenbar auch vernünftig ist, die eingeschlagene Politik zu unterstützen. [...] Ohne derartige Mittel vermag sich kein Gemeinwesen zu halten und sich den Rückhalt oder das stillschweigende Einverständnis seiner Mitglieder zu sichern. Der Witz dabei ist jedoch, daß Wahlen diese unentbehrliche gesellschaftliche Funktion nicht erfüllen können, wenn der allgemeine Aberglaube an die Kontrollfunktion von Wahlen in größerem Umfang in Frage gestellt würde.“²

Akteure erhalten den Schein

Auf dieser Basis wird das Beharren auf dem Funktionieren demokratischer Repräsentation ein Hauptschwerpunkt politischer Tätigkeit. Die Inszenierung und Besetzung von Themen und die Relativierung der eigenen Restriktionen rücken ins Zentrum des Politikerdaseins. Es geht eben genau darum, sich als handlungsfähige Akteure zu konstruieren, um eine plausible Funktion zu erfüllen. Das

¹ Richard Sennett – Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität., Berliner Taschenbuchverlag, Berlin 2008, S. 23f.

² Murray Edelman – Politik als Ritual, Campus Verlag, Frankfurt/New York 1990, S. 3.

passiert in Wahlkampfauftritten jedweder Art und medialen Darstellungen in nachrichtlichen Interviews und Diskussionsrunden. Auch das Parlament erfüllt diese Funktion. Die mediale Durchdringung der Erstweltgesellschaften hat diesen Aspekt weiter in den Vordergrund gerückt. Wichtig dabei ist jedoch, dass dieses Argument nicht für Restriktionen gilt, die man als quasinatürliche Systemfolgen setzen kann. Sie dienen als ‚Sachzwänge‘ zur Durchsetzung solcher Maßnahmen, die die politischen Akteure auf keinen Fall persönlich zugerechnet bekommen möchten. Die Debatte um den Standort Deutschland, von Gerhard Polt virtuos parodiert, und den in diesem Zusammenhang angestoßenen Erosionen des bundesdeutschen Sozialsystems ist hier ein gutes Beispiel.

Politik als Perzeptionsänderung

Genau dieser Aspekt der Sachzwänge als etwas, das den Akteuren nicht zugerechnet werden soll, verweist auf einen anderen Bereich politischer Tätigkeit, der durchaus bedeutsam, vor allem aber veränderungshemmend ist. Hier geht es um einen Bereich von Politik, der in erster Linie Wahrnehmungen und Haltungen der Regierten bearbeitet und weniger Politikfelder. Konflikte im politischen Raum basieren weniger auf realen Ungleichheitsbeziehungen und Ungerechtigkeiten, als mehr auf den Unterschieden zwischen erwarteten Zuwendungen und persönlichen Entwicklungsmöglichkeiten und den tatsächlichen Entwicklungen, wie auch Edelman betont: „Der Staat bestimmt das Verhalten großer Menschenmassen vornehmlich dadurch, daß er in uneindeutigen Situationen ihre kognitiven Gehalte festlegt. [...] Mit dieser Behauptung wird eine weit verbreitete Vorstellung bestritten oder doch stark relativiert: daß nämlich politische Unzufriedenheit oder Loyalität davon abhängen, wieviel die Menschen von dem bekommen, was sie vom Staat haben wollen. Wenn politische Handlungen die Menschen aufbringen oder zufrieden stellen, dann nicht durch Gewährung oder Verweigerung ihrer substantiellen Forderungen, sondern hauptsächlich durch Veränderung dieser Forderungen und Erwartungen.“³ Vor allem in diesem Bereich wird Politik als ein Handeln von Akteuren wirksam.

Akteursbetrachtung als Dekodierung der Erwartungsbearbeitung

Nur unter diesem Aspekt lohnt sich denn auch die Auseinandersetzung mit einzelnen Akteuren, nicht mit der Person im Privaten, auch nur bedingt mit seiner Arbeit in Ausschüssen, sondern mit seiner Kommunikation nach außen. Diese Äußerungen bestimmen politische Auseinandersetzungslinien und die Erwartungshorizonte der Regierten. In einem System, das auf eine weitgehende Akzeptanz bauen kann, setzen Politiker normative Standards in einem moralisch-ethischen dessen ‚was uns zusteht‘. Hier liegen die Ansatzpunkte für die Analyse. Welche Erwartungen sollen bearbeitet werden? Worauf bereitet das politische System mit einer konkreten Kommunikation bzw. Debatte vor?

Analytischer Gegenpunkt muss aber die strukturelle Analyse dessen sein, was uns und die gewählten Volksvertreter vorwärts treibt. Hier kann der Aufruf nur lauten: ‚Treibt mehr Wirtschafts- und Sozialgeschichte!‘

³ Murray Edelman – Politik als Ritual, Campus Verlag, Frankfurt/New York 1990, S. 18, Hervorhebungen von Edelman.

At your Service

Über die emanzipativen Momente des ‚Dienstes‘

Wenn ein Bekannter am Biertisch zu später Stunde ein weiteres Helles mit dem Hinweis ablehnt, er hätte morgen Dienst, so lässt sich diese Aussage aufgrund ihrer Wortwahl eigentlich nur noch als Ironie begreifen. Das liegt dann weniger am Hinweis auf die morgige Lohnarbeit und deren Anforderungen, als mehr am verwendeten Begriff für das, was er da tun wird. Seine Tätigkeit 2009 als abhängig Beschäftigter oder gar Freiberufler mit diesem Begriff zu umschreiben ist so weit weg von den Erlebnisswelten der Arbeit, dass man das nur noch als eine distanzierende Brechung interpretieren kann. ‚Dienst‘ erinnert uns nicht nur wegen seiner Konnotation mit ‚dienen‘ an Zeiten, die als längst vergangen gewährt werden.

Er enthält eine Erinnerung eine Ära, die aus heutiger Sicht der hierarchiegeschwängerten Atmosphäre des klassischen Industriezeitalters zugerechnet wird. ‚Dienst‘ – das ist der Begriff aus Max Webers rationaler Bürokratie – nach dessen Analyse der Höhepunkt der uncharismatischen Effizienz, der Tod der Freiheit und der Entwicklung. Ein Blick in ein Lexikon legt dabei die religiös-metaphysischen Ursprünge des Begriffes offen:

Dienst allg.: Erfüllung von Pflichten (religiös, karitativ), im Beruf die Verrichtung der geforderten Leistung.⁴

Das klassische Industriezeitalter hat das Dienstverhältnis in rationalisierter Form vor allem als Verrichtung der geforderten Leistung kultiviert. Nur: diese geistige und herrschaftsseitige Konstellation scheint nicht mehr unser Problem. Unter dem Paradigma der Flexibilisierung und Marktorientierung wurden industrielle Bürokratien aufgebrochen. Wir haben Jobs, Projekte, Mission Statements und Termine. Das passt nicht mehr zum ‚Dienst‘ als die Erfüllung ‚von oben‘ vorgegebener und genau definierter Pflichten. Der Begriff an sich findet sich dabei auch heute noch in der deutschsprachigen EDV wieder. Als Dienste bezeichnet man hier Programme, die klar abgegrenzte regelmäßige Routinen durchführen, um ein System in der gewollten Weise aufrecht zu erhalten bzw. funktionieren zu lassen.

Die Beobachtungen zum Begriff sind dabei genau genommen nicht neu und lassen sich schon bei Richard Sennet nachlesen: ‚In modernen Firmen hat der ‚Dienst‘ seinen Ehrenplatz verloren – das Wort selbst beschwört die letzte Zuflucht dessen herauf, der nur seine Zeit absitzt.⁵ Oder anders gesagt: In modernen Industrieunternehmen findet das Wort eigentlich nur noch in Vorwurfsform Verwendung, und zwar als ‚Dienst nach Vorschrift‘. Diese Verbindung zeigt ein Moment auf, das dem Begriff inhärent eingeschrieben ist. ‚Dienst‘ bedeutet klare Beschreibungen des Tätigkeitsfeldes, er zielt auf die Oberfläche des Verhaltens. Genau damit erhält der Begriff als eine Beschreibung bestimmter Aspekte einer vergangenen Arbeitsorganisation schon fast etwas anheimelnd atavistisches. Er steht für eine Art industrieller Herrschaftsorganisation, die Freiheit und Hierarchie in ein klares

⁴ Meyers großes Taschenlexikon, Bd. 5, B.I.-Taschenbuchverlag, Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich, 7.Auflage, 1999, S. 116.

⁵ Richard Sennet - Der flexible Mensch, Berliner Taschenbuch Verlag, Berlin, 4. Auflage 2008, S. 191.

Verhältnis gesetzt hat. Der ‚Dienstanweisung‘ haftete immer etwas Äußerliches an, sie war gefälligst zu erfüllen und damit war das Thema erledigt. Innerliche Distanz zu diesen Anforderungen bzw. Zumutungen war Privatsache und nicht mehr Thema des Arbeitsverhältnisses, zumindest wenn offene Kritik innerhalb des Industriesystems unterlassen wurde. Diese Auffassung von Beschäftigung war damit bestens geeignet, den Broterwerb als eine eigenständige Sphäre des Verhaltens, als abgegrenztes Rollenbild wahrzunehmen und zu verarbeiten. Das aktuelle Erleben moderner Arbeitswelten spiegelt in dieser Hinsicht ein Verhältnis von Herrschaft und Freiheit, das man in den meisten Berufsfeldern als ein um 180° gedrehtes Auffassen kann. ‚Moderne‘ Arbeitskonzepte zielen vor allem auf den affektuellen Haushalt der Arbeitnehmer. Es geht um innere Zustimmung zu dem, was man macht. ‚Committment‘ ist das Zauberwort einer flexibilisierten Arbeitskultur, die mit ständig wechselnden Zielen zurecht kommen muss. Es geht um eigenständige Arbeitsorganisation, um Ergebnisse zu erreichen und um die Darstellung der tiefen Überzeugung von der Richtigkeit des eigenen Tuns. Es wird Haltung und Leistung eingefordert, weniger die äußerliche Erfüllung konkreter Anweisungen.

Insofern erinnert der konservative Begriff des Dienstes an alte Freiheiten sein Arbeitsverhältnis auch einmal als eines aufzufassen, das dem Einzelnen nur äußerlich ist. Im Dienst gibt es keine Handlungsfreiheiten, aber es ist damit auch klar, wer verantwortlich und was einem in gewisser Weise auch einmal egal sein darf. In unserer ichzentrierten Welt ist es eine Erinnerung an Konstellationen, in denen man auch mal ohne soziale und kommunikative Kompetenz durch den Arbeitstag gekommen ist und trotzdem seine Dienstpflichten erfüllt hatte. Einfach nur ‚Dienst ist Dienst und Schnaps ist Schnaps‘. Den hat man sich dann auch abends genehmigen können ohne darüber nachzugrübeln, ob ein ungelöstes Arbeitsproblem mit persönlichen Kompetenzdefiziten zu tun hatte. Diese Ausstiegsoption ist mit dem Dienstbegriff für weite Teile der arbeitenden Bevölkerung verschwunden. Schade eigentlich.

Tagebuch aus dem Pflegeheim für frustrierte Intellektuelle,

Teil V

Was bisher geschah

Die Bewohner unseres Wohnheims haben sich mehr oder minder erfolgreich durch ihre ersten Lektoratsprojekte gequält, die seit Ende letzten Jahres von allen nicht selbst zahlenden Bewohnern verlangt werden. Widerstände gegen die Maßnahme wurden größtenteils erfolgreich erstickt und haben die Meisten in einer recht deprimierten Grundstimmung zurückgelassen. Es kommt in einzelnen Fällen, wie bei Christiane, zu einer Abwendung von dem Rationalismus, der in den jeweiligen Karrieren verlangt wurde und zur Hinwendung zu religiösen Motiven. Unser Ich-Erzähler hat sich bei einer der vielen Abgabefeiern der Lektoratsprojekte einen ziemlich verzweifelten Streit mit dem Stehaufmännchen des Wohnheims, Felix Rubin, geleistet. Seitdem ist er ein bisschen isoliert. Seit Anfang Februar kämpft er mit einem neuen Manuskript zum Thema Wohnraumgröße und familiäre Gewalt. Die Wohnheimband Materialica ist aufgrund von Streitigkeiten der Musiker in der Krise.

10. April

Meine Stimmung wird besser. Die theoretisch anspruchslose Doktorarbeit, die im Moment von mir redigiert wird, trägt ihren Teil dazu bei. Man kann sich voll auf das Formale konzentrieren, ohne sich regelmäßig über inhaltliche Fehlsetzungen aufregen zu müssen. Dabei hat die grundsätzliche Fragestellung durchaus Unterhaltungswert. Offensichtlich wird meine zunehmende emotionale Stabilität auch von den anderen Mitbewohnern wahrgenommen. Die verkrampfte Kommunikation, unter der ich nach meiner etwas überzogenen und insgesamt wohl nutzlosen Abrechnung mit Felix in den letzten Wochen zu leiden hatte, legt sich langsam. Ich habe offenbar ausreichend bewiesen, dass ich wieder ‚stabil‘ bin und den jeweiligen individuellen Problemen meiner Mitaufbewahrten durch mein Verhalten keine neuen hinzufüge. Ich habe sogar fast ein bisschen Spaß am funktionieren und schließe mich gelegentlich dem Smalltalk im Gemeinschaftsraum an, der sich – man glaubt es kaum – um die Frage dreht, wann denn nun endlich der Frühling kommt. Gestern habe ich im Rahmen einer dieser angenehm-belanglosen Zusammenkünfte sogar ein bisschen mit Erna geflirtet, obwohl sie seit ihrer Lektoratskrise nur noch ein Schatten ihrer selbst ist. Versunken in ihren Ärger mit Brezner und Guggenhaus, den sie selbstverständlich nur ihren eigenen Fehlern zuschreibt, konnte man ihren mechanischen Antworten entnehmen, dass sie erst gar nicht bemerkt hat, dass ich ihr mit Schmeicheleien den Abend etwas netter gestalten wollte. Letztlich konnte ich ihr doch ein Lächeln abringen. Es wäre allerdings falsch meinem Verhalten irgendetwas ethisch einwandfreies zu unterstellen. Es war lediglich der Versuch Selbstwirksamkeit zu erzeugen. Erna erkennt das durchaus. Sie sieht, dass sie nur zufällig Akteur in meinem Versuch um eine Rückkehr ins Leben ist. Sie scheint aber gewillt zu sein, diesen Aspekt zu ignorieren und entschließt sich, meinen aufmerksamen Smalltalk als Kompliment zu sich zu nehmen. Letztlich stellt dieser Abend der kleinen Lügen für uns beide eine aufmunternde Erfahrung dar. Es scheinen genau diese Lügen zu sein, die unser Zusammenleben stabilisieren. Aufmerksamkeiten, über deren Voraussetzungen wir uns durchaus im klaren sind, ohne deren Existenz wir aber kaum über die Runden kommen. Verdrängungsleistung als Basis einer gesunden Sozialität?

14. April

Nach acht Wochen treffe ich Max im Gemeinschaftsraum wieder. Einigermaßen aufgeräumt steckt er mir, dass die Blamage auf seiner Abschlussfeier ihm persönlich nicht weiter geholfen habe. Er sei jetzt aber am Ende seiner Schamphase und freue sich fast auf sein neues Projekt. Es geht um irgendeinen Vergleich von Durkheim und Marx. Kurz und machbar. Selbst die Schriftenstelle scheint aus der Gerüchteküche informiert worden zu sein und hat im Moment Erbarmen. Es ist angenehm, wenn man nicht alleine auf dem aufsteigenden Ast ist. Ich werde fast euphorisch und betrinke mich gerade im richtigen Ausmaß, um einen guten Abend zu haben.

18. April

Seit gestern hat unser Wohnheim einen neuen Mitbewohner. Professor Dr. Alexander Brixen gibt uns die Ehre. Mit seinen 75 Jahren ist er schon lange emeritiert und einer der ersten Bewohner seit

Jahren, der eine komplette Universitätskarriere durchlaufen hat. Seine relativ betreuungsintensive Gehbehinderung hat seine Altersrücklagen zu früh abschmelzen lassen und so ist er bei uns gelandet. Der Auftakt zu seiner zukünftigen Existenz war von unterhaltsamer Dramatik geprägt. Brixen bestand darauf, seine umfangreiche Bibliothek weiter privat zu verwalten. Da hatte er aber sein Zimmer noch nicht gesehen. Erst die ungläubige Besichtigung seines zukünftigen Domizils ließ ihn seine missliche Lage erahnen, reichte aber noch lange nicht, um vom Habitus eines kampferprobten Uniprofessors abzufallen. Es folgte ein Krach mit Häckel, der bis auf den Gang zu hören war und dem Teil des Wohnheims, der keine Scham beim Belauschen von anderen zeigt, zwei Stunden süffisanter Unterhaltung einbrachte. Der Ton der Unterredung, nur selten in Zimmerlautstärke geführt, wurde noch durch die Tatsache zugespitzt, dass Brezner die Realitätsanpassung des neuen Mitglieds unserer Zwangsgemeinschaft von seinem Hiwi durchführen ließ. Die Nachricht war klar: Die Abschmetterung der überzogenen Vorstellungen des alten Soziologen war nicht wichtig genug, um Leitungszeit zu beanspruchen.

Für Felix Rubin stellt dieser Neuzugang eine Neuausrichtung der sozialen Konstellation im Wohnheim dar. Brixen ist der Doktorvater unseres allgemein beliebten Leistungsträgers. Felix hat in den letzten Monaten viel Zeit damit verbracht, sich beim Essen oder Abends im Gemeinschaftsraum mit herablassenden Abkanzelnungen der wissenschaftlichen Leistungen seines ehemaligen Chefs zu profilieren. Er fühlt sich von seinem ehemaligen Mentor offensichtlich nicht gut behandelt, was nichts ungewöhnliches ist für die Erfahrungen im Wohnheim.

19. April

Heute war ich pünktlich im Speisesaal, so wie die meisten Bewohner. Keiner wollte sich den Auftritt des von seinem Schüler so geschmähten Brixen entgehen lassen. Fünf nach zwölf humpelte der Greis denn auch in den Raum, eine Aura verblichener intellektueller Herrschaft hinter sich herziehend. Nach einem kurzen musternden Blick in die Runde steuerte er zielsicher auf den Tisch von Felix zu und setzte sich mit einem gemurmelten ‚Herr Rubin‘ an den Tisch. Felix's Gesicht verlor jede Farbe, ein gepresstes ‚Herr Dr. Brixen‘ blieb sein einziger Satz einer Mahlzeit, die er schnell beendete. Brixen ließ keine Zeit bei der Positionsklärung vergehen und unterhielt den Tisch in süffisanten Ton mit kleinen Anekdoten von Felix intellektuellen Pannen während der gemeinsamen Universitätszeit. Über den weiteren Werdegang seines ehemaligen Doktoranden könne er allerdings wenig berichten, er hätte ihn – mangels brauchbarer Beiträge zur Wissenschaftsentwicklung – schnell aus den Augen verloren.

23. April

Ingrid hat irgendwoher einen Homerecorder aufgetrieben und baut damit ihre musikalischen Bemühungen zu einem eigenen Projekt aus. Sie verschanzt sich tagelang in ihrem Zimmer, nimmt haufenweise Songs auf und droht damit, ihren neuen Kram unter dem Namen 'Blutbad Kreuth' ins Netz zu stellen. Sigrid ist tödlich beleidigt. Die gemeinsamen Proben ruhen, weil sie einen Rauswurf aus Materialica nicht aussprechen will. Zu sehr ist sie auf die musikalischen Fähigkeiten der privilegierten Ingrid angewiesen. Ihr scheinen die Spannungen nichts auszumachen. Ihre großbürgerliche

Herkunft und ihr finanzieller Hintergrund gibt ihr die Selbstsicherheit einer Person, die intuitiv weiß, dass sie letztlich nicht komplett durchs Raster fallen kann, auch wenn der Aufenthalt bei uns sehr nach Endpunkt wirkt. Als eine auf einer Assistenzstelle gescheiterte Germanistin hat sie eine umfangreiche musikalische Ausbildung genossen und steht Diskussionen um jedwede Themen der großen Kultur mit einer mühelosen Nonchalance. Vor diesem Hintergrund ist alles, was sie treibt auch irgendwie Spaß, und nicht, wie bei vielen von uns, der verzweifelte Versuch, irgendeine Art von positiver Identität, die sich durch Leistung definieren könnte, aufzubauen. Wenn man Krieg will, kann man sie allerdings bei ihrer gescheiterten Ehe mit einem Banker packen. Bei diesem Thema fällt ihre Leichtigkeit ab wie eine Maske und sie schwenkt auf den Stil niederträchtiger Ungerechtigkeiten ein, die viele Debatten ab späteren Abend im Wohnheim prägen. Bei ihr ist dann allerdings nicht die Gesellschaft schuld, sondern der Arsch von ihrem Exmann. Ähnliche Personalisierungsstrategien enthalten auch ihre Erklärungsmuster für das Ende ihrer Unikarriere. Da war sie schlicht am Lehrstuhl unverstanden, ein kleingeistiger Prof hat ihre Arbeiten verhunzt und ihr Fortkommen verhindert.

30. April

Ich habe Felix heute auf dem Gang getroffen. Er ist achtlos an mir vorbeigehastet, keine Spur seiner alten Kampfeslust in den Augen. Für ihn bedeutet der neue Bewohner offensichtlich eine soziale und psychologische Katastrophe. Sein Panzer aus aufgesetztem Selbstbewusstsein bröckelt ständig. Der ehemals große Mann und Lehrer von Felix bekämpft seine aktuelle missliche Lage vor allem durch das plausible Mittel der Demütigung all jener, die nicht über die Mittel zur Gegenwehr verfügen – und Felix Möglichkeiten auf diesem Feld sind offensichtlich begrenzt. Zu schnell stellten sich alte Dynamiken ein, die einst die totalitären Leistungsprinzipien des Universitätsbetriebs erzeugt hatten. Die meisten hier kennen die Mechanismen. Die Freiheit der Lehre als eigentlich emanzipatorisches Prinzip, das die Wahrheitssuche von gesellschaftlichen Einflüssen entkoppeln sollte, zeigt sich in der Realität vor allem als ein Mechanismus, der die Position des Lehrers absolut gesetzt hat. Diese Freiheit des – vor allem in den Geisteswissenschaften gesellschaftlich bedeutungslosen – Dozenten hat notwendig die Abhängigkeit des Schülers zur Folge. Karrieren funktionieren über das Urteil und die Möglichkeiten, die der Lehrstuhlinhaber einräumt – eine Situation, die auch die integersten Gestalten über die Jahre hinweg korrumpiert.

Ich kann nicht ehrlich sagen, dass Felix mir in dieser Situation leid tut. Jetzt zahlt er den Preis für seine enorme Verdrängungsleistung, für seine Versäumnisse in Sachen Reflexion darüber, welchem Herrn er gedient hat – nicht der Lust an der Erkenntnis, sondern der Eitelkeit des Podiums mit all ihren Lügen. Auch wenn er versucht, Begegnungen mit Brixen aus dem Weg zu gehen – ein Vorgehen, das in unserem kleinen Lager die Möglichkeiten der Betätigung zwangsläufig extrem einschränkt – zeigen die wenigen Aufeinandertreffen, dass sein alter Lehrer grundsätzlich direkt ins Gesicht schlägt. Die Methoden sind einfach und bewährt und laufen über die beiläufige Abkanzelung der intellektuellen Kompetenz: „Ach sie haben dies und jenes nicht gelesen? – Ohne diese entscheidenden Beiträge kommen wir in der Diskussion hier nicht weiter.“ oder „Wer nicht mal Castel verstanden hat, braucht sich zu diesem Thema gar nicht zu äußern.“ Es handelt sich um wohlvertraute

Phrasen und Strategien, die mir einen Schauer über den Rücken jagen, weil es mich an die soziale Atmosphäre vieler Phasen meiner Vergangenheit erinnert.

Dabei könnte man durchaus einwenden, dass die Wahl von Polemik als Form der Auseinandersetzung und Kommunikation weniger mit der Frage der Wahrheit als mehr mit Stil und Umgangsformen zu tun hat. Polemik ist eine Verkürzungsform des Vorliegenden wie andere Kommunikations- und Auseinandersetzungsformen auch. Es liegt in der Natur der Sprache ihr Objekt nie ganz erfassen zu können. Jeder Begriff trägt ins sich Begrenzungen, Verdichtungen und Ausschließungen all jener Phänomene, die er nicht beschreibt. Ob man unter diesen Rahmenbedingungen auf Polemik setzt, ist dann eher eine strategische Frage, weil sie eine Diskussion gleichermaßen verhärtet und plausibilisiert.

Mir persönlich macht ein solches Vorgehen keinen Spaß mehr. Wann immer man sich über etwas lustig macht oder ein Phänomen auch nur halbfair zuspitzt, kommt jemand daher, der in diesem Zusammenhang ein persönliches Schicksal reklamieren kann. Und schon ist man der unsensible Arsch. Die Atmosphäre gewinnt dann schnell eine Intensität gegen die ich nicht ankann, um nicht zu sagen, die mir Magenschmerzen bereitet.

5. Mai

Das heutige Mittagessen mit Johann hat schlechte Nachrichten gebracht. Laut seinen Informationen ist Christiane sowohl physisch als auch geistig nur noch schwer zu erreichen. Sie verbarrikadiert sich in ihrem Zimmer, meditiert viel und liest alles, was die Bibliothek über den Buddhismus hergibt. Jetzt fällt mir auch auf, dass ich sie kaum noch im Gemeinschaftsraum und beim Essen gesehen habe.

14. Mai

Mit geht es gut genug, um für meinen Geburtstag dieses Jahr einen weitreichenden Ausbruchversuch aus dem Wohnheim zu planen. Ich möchte mit ein paar Mitbewohnern, die mir ans Herz gewachsen sind, ins Freibad gehen. Die fröhliche Banalität dieses Ortes erscheint mir als passende Kampfansage an alles, was uns hier drinnen beschäftigt. Ein bisschen Sorge machen mir die kulturellen Voraussetzungen. Keiner der geplanten Gäste kann meiner Einschätzung nach mit diesem Ort wohlkonzipierter Sommererholung wirklich etwas anfangen. Genau darin liegt aber mein Plan: ich hoffe in einer positiven Überforderung meiner Gäste ein bisschen Lockerheit in die Veranstaltung zu bringen. Ich habe Erwin, Johann und Max im Visier.

16. Mai

Eins ist mir nach zwei Tagen des Nachdenkens, wie ich die Truppe zu Zusagen bewegen kann, vollkommen klar: ich muss erst Johann ins Boot bekommen. Er ist der sozial Gesundeste von uns und kann der Idee wohl am ehesten etwas abgewinnen. Mit seiner Zusage kann ich Max erpressen, der ungern hinter dem Mut anderer zurücksteht – zumindest wenn sein Rückzug wahrnehmbar ist. Erwin bekomme ich über die geplanten Biervorräte und die Zusagen der beiden anderen ins Boot.

17. Mai

Erste Erfolge. Ich habe gestern im Gemeinschaftsraum eine zwanglose Diskussion mit Johann begonnen, in deren Verlauf ich auf mein baldiges Älterwerden zu sprechen gekommen bin. Er war betrunken genug, um auf ein an sich schwaches Argument ‚mal was anderes‘ machen zu wollen tatsächlich eingegangen ist. Sein ‚die Idee ist so bescheuert, dass sie schon wieder gut ist‘ nehme ich als Zusage.

18. Mai

Ich arrangiere es Max und Johann zusammen beim Mittagessen zu treffen. Ich bearbeite Max mit Johann von wegen Freibad und Geburtstag. Der erklärt mich für verrückt, kann sich – so seine Aussage – kaum vorstellen einen Nachmittag mit einem guten Querschnitt durch das Publikum zu verbringen, vor dem er den größten Teil seines Lebens geflohen ist. Sein aufgesetzt-elitäres Gehabe geht mir zwar im konkreten Fall auf die Nerven, aber ich möchte ihn wirklich gern dabei haben. Heute Abend hat Peter in den Gemeinschaftsraum geladen, sein aktuelles Lektorat ist fertig. Vielleicht bekomme ich Max dort nach dem dritten Bier zu fassen.

19. Mai

Langsam werden die Abschlussfeiern zu Routine. Leider zu keiner, die durch ihre Einsenkung in die eigene Persönlichkeit wohlige Sicherheit vermittelt. Das liegt wahrscheinlich daran, dass das Feiern und Trinken immer eher dem Vergessen geschuldet ist. Jede Abschlussfeier soll die Scham verdrängen, dass man brav funktioniert und geliefert hat, was angefragt war, zu Preisen, die der Leistung Hohn sprechen. Entsprechend kraftlos war die Veranstaltung. Peters Rede war gespickt von Anspielungen über die hohe Qualität seines Lektorats und dessen Nutzen für den Autor. Danach stilles Trinken. Nur Brixen genießt es, dem blässlichen Felix immer wieder süffisant quer durch den Raum zuzuprosten. Auch Johann hat jede Menge Spaß, vor allem daran mir brühwarm zu erzählen, dass Peters gerade abgelieferte Selbstrepräsentation mit der Realität seines Projekts nur wenig zu tun hatte. Es gab jede Menge Ärger mit der Schriftenstelle und dem Autor wegen schlampiger Redigierungen und überzogenen Korrekturvorschlägen. Wo nimmt Johann nur immer diese Informationen her? Ich bekomme solche Anekdoten nie direkt mit. Ich bin offensichtlich nicht der Typ, bei dem man sich mit leicht niederträchtigem Tratsch wohlfühlt. Das absurde dabei ist: obwohl mich diese Art des Geredes anwidert, wäre ich gerne wichtig genug, um in die entsprechenden Kommunikationsstrukturen eingebunden zu sein. So oder so, wir versuchen es zu später Stunde noch einmal Max davon überzeugen doch ins Freibad mitzukommen, nur so aus soziologischen Gründen. Er nutzt diese Hintertür und sagt zu. Ich verlasse ein tristes Fest einigermaßen euphorisch, zusätzlich beschwingt vom Leiden von Felix, der unter der Anwesenheit Brixens fast zusammenbricht, aber es auch nicht fertig bringt ihm das Feld zu überlassen.

21. Mai

Es ist geschafft. Johann und ich haben Erwin in die Mangel genommen und ihn vom Geburtstagsausflug überzeugt. Es ist allerdings ein hoher Preis zu bezahlen. Neben einer ausreichenden Versorgung mit Bier mussten wir einem Vortrag zu Sinn und Unsinn von Feerritualen an öffentlichen Orten zustimmen. Schon gestern ließ Erwin durchblicken, dass es hier wohl nur darum gehen kann, seine intakte Sozialität gegenüber den versammelten Dritten zu präsentieren und das sei in unserem konkreten Fall doch eher eine jämmerliche Veranstaltung. Er werde das aber noch detaillierter am Geburtstag selbst ausführen. Den Hinweis Johanns, er solle sein Lektorat darüber nicht vergessen, machte unsere Bemühungen dann fast noch zunichte. Wenn es keinen Streit zwischen den beiden in den nächsten 14 Tagen gibt, sind wir wohl zu viert.

22. Mai

Christian, der Content-Manager, kommt mit ins Freibad. Ich habe ihn heute im dritten Anlauf angerufen, um ihn einzuladen. Telefonate wie dieses fallen mir grundsätzlich schwer. Ich projiziere im Vorfeld schon immer Zurückweisung und meine Probleme damit umzugehen. Er klingt erst einmal von der Idee begeistert, nach dem Motto: es mache ja auch keinen Sinn immer im Wohnheim zu hocken, wir müssten mal wieder unter Menschen. Bei der konkreten Zusage klingt er ausweichend und zögerlich und setzt damit meine Zurückweisungsängste in Gang. Trotzdem freut mich sein abschließendes Ja. Er wird hoffentlich ein bisschen Normalität in die Veranstaltung bringen, bei der ich mich inzwischen selbst wundere, sie angezettelt zu haben.

25. Mai

Meine tollkühnen Geburtstagspläne sind inzwischen Wohnheimgespräch. Die Kommentierungen, die mir Johann zuträgt, reichen von ‚es wird ja auch Zeit, dass er mal rauskommt, so schlecht, wie es ihm in letzter Zeit ging‘ bis zu ‚jetzt ist der übergeschnappt‘. Ich selbst halte inzwischen die Zusammensetzung der Party für problematisch. Insbesondere die Integration von Christian, dem einzigen von uns mit einer echten Ankoppelung an die Gesellschaft, bereitet mit Sorgen. Es ist schon merkwürdig: da pfercht man erwachsene Menschen zu einem Anlass in ein soziales Event und überlebt kaum die Unsicherheiten, die man damit bei sich selbst auslöst. Ab dem Zeitpunkt der Einladung schreibt man die komplette soziale Dynamik sich selbst zu. Man ist ständig darum bemüht, dass es allen ‚gut geht‘. Als hätte man Einfluss darauf! Wohl wissend, dass dem nicht so ist, nimmt man trotzdem den kompletten Verlauf zu sich, ständig ein Auge auf die Entwicklung der Situation und das Verhalten der Gäste.

Es ist eine dramatische Überhöhung der eigenen Verantwortung, die ans Absurde grenzt. Sie ist der Vorstellung geschuldet, dass das von einem selbst induzierte Zusammentreffen verschiedener Menschen unbedingt von Harmonie geprägt sein muss. Dabei haben diese Menschen meist nicht mehr gemeinsam als das Interesse an der eigenen Person. Es gibt kaum einen Grund anzunehmen, dass aufgrund dieser Tatsache die Differenzen zwischen ihnen signifikant kleiner sein sollten als bei einem Bevölkerungsquerschnitt. Warum ist man nur dann glücklich und unterstellt ein gelungenes Fest,

wenn diese Differenzen für einen Abend zugedeckt werden? Bei mir persönlich ist das klar: ich halte Konflikte einfach sehr schlecht aus, insbesondere, wenn ich mich als Veranstalter als Ursache setzen muss. Analytisch gesehen könnte man auch darauf verzichten und sagen gut gestritten ist vielleicht besser als schlecht gelangweilt. Realistischerweise arten die Konflikte unter Alkohol aber eher aus, vor allem wenn die Besetzung so hoch frustriert ist, wie in unserem Fall.

27. Mai

Meine Nervosität wegen des Geburtstages nimmt panikartige Züge an. Ich versuche bei allen Beteiligten im Vorfeld Verständnis für die jeweils anderen zu schaffen und verhaspele mich dabei in sozialpädagogisch anmutende Herabwürdigungen. Eine wohlwollende Beschreibung der Schwächen und Eigenheiten der Teilnehmer bei anderen jagt die nächste, nur um zu verhindern am Ende für das Verhalten einzelner Partygäste in die Verantwortung genommen zu werden. Am Schluss meiner Tiraden ist die Frage, warum um Himmels willen ich die Leute eingeladen habe, wenn sie so schrullig, nervig, ignorant, weitschweifig und engstirnig sind, kaum beantwortbar. Es ist eine Art Verrat, zu dem mich meine Harmoniesucht drängt.

Die aktuellen Entwicklungen bei Materialica wären mir bei all dem emotionalen Stress fast entgangen. Sigrid ist so sauer auf Ingrid, dass sie sich die Haare nicht mehr schneiden lässt. Sie übt verbissen alleine an ihrem Bandprojekt und lässt Termine bei ihrem neuen Lektorat krachen.

5. Juni

Morgen geht es los ins Freibad. Der Wetterbericht hat beste Voraussetzungen angesagt. Ich bin so nervös, dass ich mich nur noch über Erledigungslisten zur Vorbereitung stabilisieren kann, die ich jeden Tag zwei mal durchgehe. Ein Rückzieher geht nicht mehr. Das ganze Wohnheim schaut auf die Freaks, die die reale Welt besuchen wollen. Ich glaube, ich habe alles.

7. Juni

Ich gehe hiermit – noch immer schwer angeschlagen – auf den Versuch ein, das gestrige Desaster zumindest in seinen Konturen zu beschreiben. Das Wetter gestern hat gehalten, was die Vorhersage versprochen hat. Bei bestem Sonnenschein bin ich früh aufgestanden, geplagt von den Bedenken, die schon die letzten Tage geprägt haben. Beim Frühstück im Essenssaal bekomme ich die Kommentare und Anspielungen auf das, was mir und meinen Gästen bevorsteht, kaum mit, bin gefangen in dem Wahn für einen katastrophalen Tag für uns alle verantwortlich zu sein. Das Zusammenstellen der Ausrüstung gemäß meiner mehrmals überarbeiteten Checkliste stabilisiert mich, es ist mir als Geburtstagskind sogar gelungen der Küche ein Proviantpaket abzuschwatzen. Christian, der bemitleidenswerte Externe, holt uns um elf ab. Sammelpunkt ist im tristen Eingangsbereich des Heims. Aufgrund der Vornutzung hat die Raumaufteilung in diesem Bereich nichts Repräsentatives. Irgendwie passt das auch. Wie zu Gefängniszeiten verkehren hier Menschen als Gezwungene. Sie müssen nicht am Eingang von Möglichkeiten bzw. der Attraktivität der Institution überzeugt werden. Als Christian pünktlichst an der Pforte auftaucht, bin ich schon fast ein bisschen stabilisiert. Johann und Max sind

auch schon da, die Stimmung ist bemüht, förmlich wohlwollende Begrüßungen werden ausgetauscht. Dass Erwin noch fehlt, überrascht kaum. Er hat sich gestern Mut angetrunken und jedem, der es nicht wissen wollte, im Gemeinschaftsraum erzählt, dass er überrumpelt worden wäre und an sich mit jeglichen Ausflügen in die Welt abgeschlossen hätte. Wir haben ihn bis halb zwölf aus seinem Zimmer bugsirt und er schließt sich uns teilnahmslos-verkatert an. Der Weg zu unserem Veranstaltungsort erweist sich als schwierig. Ich habe alle Fahrpläne der benötigten Straßenbahnen zur Hand, um jede Form von Verunsicherung, Rückfragen und Alternativvorschlägen auszuschließen. Trotzdem tut sich Max schwer. Öffentliche Verkehrsmittel sind ein schwer zu stabilisierender sozialer Raum. Ständige Bewegung und sich ändernde Konstellationen, fröhliche Menschen, die an ihren Handys herumdrücken, oder sich über Fußballspiele austauschen. Max leidet sichtlich – zumindest für mich, und meine Nervo-



Photo: Benno Zehetmair

Postmoderne Nahrungskette

sität erreicht wieder neue Höhen, während ich versuche Christian durch zwanglosen Smalltalk an meine Wohnheimgruppe heranzuführen. Max findet das erbärmlich, reihe ich mich doch stilistisch in die Gespräche, die uns umgeben, ein. So fallen wir wenigstens kaum auf, und schaffen es weitgehend unbemerkt und unverspottet bis zum Freibad, das – wie zu erwarten – proppenvoll ist. Nach umständlichen Verhandlungen um den passenden Tarif stehen wir auf überfüllten, lärmgetränkten Freiflächen

mit abgekämpften Familien, energetischen Jugendgangs und kichernden Mädchentrupps. Mir wird langsam klar: wir haben uns komplett übernommen und lassen uns apathisch von einem Christian, der sich offensichtlich vollkommen in seinem Element fühlt, in eine Ecke der Liegewiese schleppen, die etwas Schatten und einen guten – vielleicht zu guten – Blick auf die Szenerie bietet. Alle Wohnheiminsassen stürzen sich gierig auf das Bier – ein vollkommen plausibler Versuch sich zu stabilisieren. Ich traue mich nicht, will unbedingt die Kontrolle behalten, kann aber auch die eintretende Stille erst einmal nicht überbrücken. Wir gehen tatsächlich schwimmen, wohl um das Eingeständnis herauszuschieben, dass wir in dieser Umgebung nichts mit uns anzufangen wissen. Genau genommen ist der Begriff schwimmen für das, was wir veranstalten, ein bisschen hoch gegriffen. Unentschlossenes Planschen im Flachwasserbereich, geprägt von ständigen Versuchen, sich von fröhlichen bewegungsintensiven Menschen fernzuhalten wäre wahrscheinlich eine passendere Beschreibung. Uns friert bald und wir nehmen das als willkommenen Anlass zu unserem Picknick und Bier zurückzukehren. Mit ein paar Broten im Bauch traue ich mich jetzt auch zu trinken und erstmals tritt Entspannung ein. Ich begegne der Apathie unserer Veranstaltung jetzt mit mehr Gleichgültigkeit. In dieser Situation kommt Engagement ausgerechnet von Erwin. Er zieht seine Vortragsblätter aus dem Rucksack und bittet um Aufmerksamkeit für seine Abrechnung mit dem Phänomen des Feierns in der Öffentlichkeit. Ich bete, dass seine Abrechnung milde ausfallen möge – vergeblich. Im Kern hält er derartige Veranstaltungen für unauthentische Inszenierungen der eigenen überreichen Sozialität, ein unerlaubtes Mittel der

Distinktion, eines ‚seht her, wen ich alles kenne‘ und ‚seht her, wie ich mich cool amüsieren kann‘. Er steigert sich ziemlich hinein und erregt die Aufmerksamkeit einer Gruppe Jugendlicher, die in unserer Nähe lagern. Wir werden etwas unflätig um Ruhe gebeten. Erwin findet, es sei Zeit die Redefreiheit zu verteidigen: ‚Hör lieber zu, kannst noch was lernen!‘ Die Jungs bauen sich vor uns auf, um zu zeigen, dass sie bereit sind, ihr Ruhebedürfnis auch mit körperlichen Drohgebärden durchzusetzen. Christian will vermitteln, Erwin provozieren. Wortgemenge, steigender sozialer Stress ‚Hey Alter, reg dich nicht auf!‘, ‚Wenn Du nur die geringste Ahnung hättest, von was du redest!‘ Ich bereue unsere Anwesenheit zutiefst und überlege gerade durch komplett unberechenbares Verhalten die Situation aufzulockern, als der Rudelführer unserer Kombattanten offensichtlich die Lust verliert: ‚Hey, lass doch die besoffenen alten Säcke, die sind doch eh schon fertig!‘ Mit dieser finalen Abkanzelung trollen sie sich mit dem Entschluss uns zu ignorieren und sich den Tag nicht weiter versauen zu lassen. Ich komme ins grübeln. Nicht das wir nicht wüssten, dass wir fertig sind. Mich erstaunt nur die Tatsache, dass sich dieses Empfinden so komplett mit der Fremdwahrnehmung deckt. Unser Auftritt scheint offensichtlich komplett in die Kategorie abweichenden Verhaltens zu fallen. Uralte Badehosen, mangelnde Körperpflege (Christian stellt die Ausnahme dar), wirres Gerede und Alkohol. Die meisten dieser Verhaltensformen tragen Jugendliche als Emblem ihrer Rebellion vor sich her und in diesem Rahmen ist das auch sozial akzeptiert. In unserem Alter hat man es nur ‚nicht geschafft‘, das alte Bier riecht dann nach Misserfolg, mit dem man sich keinesfalls anstecken will und der auch als unumkehrbar gesetzt wird. In diesem Zusammenhang wird auch oft die Attraktivität des Topos der Jugendlichkeit missinterpretiert. Es geht dabei nicht nur um die körperliche Perfektion, es geht vor allem um eine Körperlichkeit, in die noch keine Lebensgeschichte eingegraben ist, die zwangsläufig auch Narben enthält. Narben, die vor allem darin bestehen, tief in sich zu wissen, dass nicht alles erreichbar ist, weder für einen Selbst, noch für die Gesellschaft, in der wir leben. Ein von Christian angebotenes, schon etwas zerlaufenes Sandwich holt mich zurück auf den Boden unserer etwas bemühten Veranstaltung. Es gilt Erwin zu beruhigen und ihm zu vermitteln, dass sein Vortrag tolle Ansätze hat, aber er unmöglich davon ausgehen kann, hier einen Ort gefunden zu haben, wo er über die unmittelbare Gruppe hinaus Wirkung erzielen kann. Unser zweischneidiger Rat: mehr Bier. Wir ignorieren die in ihren Spaß versunkenen Gruppen um uns, die in der Sonne grillenden Pärchen und Gruppen pubertierender Mädchen, die mit dem Finger auf uns zeigen und in sich hinein grinsen und versuchen uns an Smalltalk über das Wohnheim und seine Bewohner. Mit anderen Worten: wir simulieren einen Abend im Gemeinschaftsraum, nur ohne die triste soziale Sicherheit dieses Ortes und um den Preis des Ausschlusses von Christian, der mit den Details unseres Mikrokosmos gar nichts anfangen kann und zunehmend höflich-gelangweilt ist. Mich stresst das, bedient diese Entwicklung doch meine Ängste bezüglich des Tages und ich erwäge einen Abbruch. Es ist gerade fünf Uhr nachmittags. Johann spürt die Brüchigkeit der Situation und zieht ein Kartenspiel aus seinem Rucksack. Er erntet keine Dankbarkeit für diesen Lösungsvorschlag, sondern eine harsche Diskussion rund um die These, dass diese Art der Beschäftigung doch wohl ein Eingeständnis mangelnder seriöser Umgangsformen miteinander sei und somit kaum meinem Ehrentag gerecht würde. Die Auseinandersetzung um diesen gut gemeinten Rettungsversuch zerstört meine vom Bier geschwächte Contenance. Ausgerechnet ich

werde jetzt zum Träger eines Verhaltens, das den Schleier eines ‚schönen Nachmittags mit Freunden‘ zerreißt. ‚Welche Umgangsformen‘, ‚wir sind doch hier komplett fehl am Platz‘, ‚tut mir leid euch in dieser Konstellation zusammengepfercht zu haben‘, ‚wir knicken die Veranstaltung jetzt besser‘, usw. Betretene Gesichter, bemühte Beschwichtigungsversuche, weiteres Trinken. Um sieben geht Christian mit einem gemurmelten, er müsse noch dies und jenes erledigen. Wir bleiben zurück, starren auf die sich leerenden Liegewiesen und finden kein verbales Mittel mehr uns gegenseitig glaubhaft zu versichern, es sei doch ein netter Abend gewesen. Die einzige Stabilisierung ist das gemeinsame Lstern über Felix prekäre Lage im Heim seit dem Einzug von Brixen. Wir sind froh gegen neun im Wohnheim aufzuschlagen und das triste Trinken im Gemeinschaftsraum in gewohnter Umgebung und bekannter Dynamik fortsetzen zu können. Ich nehme mir die Freiheit alle neugierigen Anfragen, wie es denn in der Welt mit meinem Geburtstag gelaufen sei, für heute zu ignorieren. Ich muss noch eine kommunikative Strategie entwickeln, wie ich das Ganze gegenüber den Bewohnern als Erfolg verkaufen kann.

10. Juni

Ich habe mein Zimmer drei Tage lang nicht verlassen und mich von den Resten unseres Ausflugs ernährt. Es ist merkwürdig. Obwohl alle hier auf jeweils ihre Weise am Ende angelangt sind, will man trotzdem vor den Anderen gut dastehen. Ich bilde in dieser Hinsicht keine Ausnahme und arbeite deswegen an verschiedenen Szenarien der positiven Darstellung unseres Ausflugs. Vermutlich vollkommen vergebens. Erwin und Johann setzen schon lange auf der Strategie, soziale Distinktion durch das aggressive Eingestehen aller Momente des kompletten Scheitern aufzubauen. Wahrscheinlich ist mein Geburtstag schon jetzt in die Annalen des Heims als das eingegangen, was er auch war: einfach ein Desaster, aber immerhin eins ohne körperliche Auseinandersetzungen.

15. Juni

Ich gehe nur wenig aus meinem Zimmer und habe mich mit dem Spott, den die Darstellungen von Johann und Erwin im Heim ausgelöst haben, weitgehend abgefunden. Ich stabilisiere mich über ein Lektorat, das wenig Grund zur Aufregung gibt und dessen Zwangsmoment ich inzwischen so weit weg geschoben habe, dass ich gar keinen Versuch mehr unternehme, keine gute Leistung abzuliefern. Anfang Juli ist Abgabe. Ich freue mich drauf.

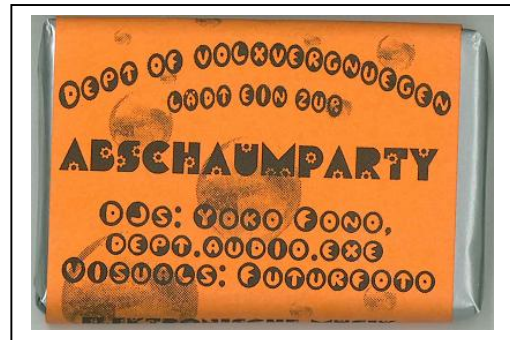
Feiern im Abschaum

Fundstück des Quartals

Fundort: Klo einer Kneipe

Zeitpunkt: Anfang 2009

Assoziation: Warum eine Party, um den Abschaum zu ehren? Eigentlich will man weder Abschaum sein, noch besteht Zufriedenheit darüber, dass das Phänomen des



Abschaums überhaupt existiert. Es ist ein Begriff, der für die soziale Entkoppelung steht, wenn man so will für die Verdammten dieser Erde. Ein Feiern rund um den Begriff kann dann eigentlich nur auf eine Art Eros des Leids zielen, der der Linken in vielen Denkfiguren schon immer eingeschrieben war. Es geht hier um eine Vorstellung von revolutionärer Authentizität, die da lautet: Echt links ist nur das (Lumpen-)Proletariat. Man kann allerdings durchaus bezweifeln, dass wir in dieser Gruppe – frei nach Marcuses Rand- und Schattengruppen – wirklich ein revolutionäres Subjekt gefunden haben. Diesen Eros des Leidens haben vor allem immer diejenigen hochgehalten, die nicht von ihm betroffen sind. Formen der Selbstversicherung und der emanzipativen Bewegungen (mit welchem Erfolg auch immer) entstanden immer in Phasen relativer sozialer Sicherheit.⁶

Sollte es nicht vielmehr darum gehen, durch gesellschaftliche Solidarisierungsprozesse den Abschaum unserer Gesellschaft im Sinne eines „Hereinholens“ einfach aufzulösen? Die aktuellen Tendenzen sprechen vielleicht dem Realitätsgehalt dieses Anspruches Hohn, aber eine Verelendung als vermeintliche Basis einer emanzipativen Zuspitzung ist sowohl zynisch als auch in ihrem politischen Ausgang unsicher.

Heavy Metal als Restabilisierungsversuch des Bombastrocks

Die Entwicklung des Rocks hat nach den Aufbrüchen der sechziger Jahre immer wieder dialektische Figuren rund um die Frage der ‚Echtheit‘ und ‚Ehrlichkeit‘ beschrieben. Dem Versuch vieler Gruppen der siebziger Jahre durch immer komplexere musikalische Figuren eine Position als aner kennenswerte Position als ‚echte‘ Kunst im bürgerlichen Sinn zu erobern, stand in der zweiten Hälfte dieses Jahrzehnts dann die Punkbewegung entgegen. Auf die Frage mangelnder Kunstfertigkeit und Ausbildung in diesem Genre versuchte der kommerziell äußerst erfolgreiche Heavy Metal der achtziger Jahre eine Antwort.

⁶ Diese These enthält durchaus Sprengkraft, stützt sich aber einerseits auf einen Klassiker der Soziologie, die sogenannte Marienthalstudie, in der anhand einer Arbeitersiedlung in der Nähe von Wien gezeigt wurde, wie eine agile politische Kultur aufgrund des Wegfalls der kompletten Beschäftigungsmöglichkeiten vor Ort innerhalb von wenigen Jahren eine quietistische und verzweifelte Gemeinde am Existenzminimum ohne jede politische Mobilisierung entstanden ist (Vgl. Marie Jahoda, Paul Lazarsfeld, Hans Zeisel – Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langdauernder Arbeitslosigkeit, Verlag S. Hirzel, Leipzig 1933. [Das Erscheinungsjahr sollte nicht den Blick darauf verstellen, dass das Projekt noch komplett aus einer Zeit stammt, in der im deutschsprachigen Raum engagierte Forschung noch möglich war.]), andererseits auf die Untersuchungen von Robert Castel zur Rolle der Arbeit in der Moderne. Sein eher an der strategischen Dimension orientiertes Fazit deutet darauf hin, dass ohne ein gewisses Maß an Integration (und wenn es nur die ist im Zentrum der Wertschöpfung zu stehen), ist die Basis für emanzipative Programme kaum gegeben (vgl. Robert Castel – Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit, Universitätsverlag Konstanz, Konstanz 2000, S. 384.)

Hier ging es im Kern wieder um den in diesem Zusammenhang immer hochgehaltenen Begriff der Virtuosität. Gerade im Bereich des Heavy Metal wird die technische Ausführung der Musik in den Vordergrund gestellt. Das direkte Agieren der Musiker gilt als Nachweis für den Erhalt der Authentizität in diesem Bereich der Popkultur. Ein hoffnungsloser Versuch einen Begriff zu stabilisieren, mit dem sich Popkultur an sich schon seit den sechziger Jahren nicht mehr begreifen lässt. Und genau in dieser Rückzugsverteidigung liegt eine der Kernelemente einer Musik, die die achtziger Jahre im Gitarrenbereich beherrscht hat. Es ist kein Zufall, dass die Liveperformance genau in diesem Genre eine so große Rolle gespielt hat. Hier wurde die ontologische Substanz verortet, die Ehrlichkeit, die Identität von Musik und ‚Leistung‘ des Musikers. Der Mythos des unvermittelten Erlebnisses für den Zuschauer wurde nirgends so intensiv gefeiert wie im Heavy Metal (außer vielleicht im Punk, der die Virtuosität als Teil des popkulturellen Spektakels bekämpft hat, aber auf die Authentizität des Liveerlebnisses hereingefallen ist). Dieser Glaube an das Nichtvirtuelle des eigenen Handelns innerhalb der Unterhaltungsindustrie wird in diesem Fall noch durch andere atavistische Elemente verstärkt und ergänzt. Kaum eine andere Musikrichtung setzt vergleichbar auf Härte zur Vermittlung von Vitalität und kann diese im Zusammenspiel mit seiner virtuellen Echtheit besser vermarkten als der Heavy Metal. Rotterdam Techno muss hier bei aller Härte auf dieses Element verzichten. Die traditionellen, nicht selten ins sexistische schimmernden Geschlechterbilder funktionieren da als Verstärker, aufgetürmt wie die sprichwörtlichen Marshalls. Doch auch dieser Rückzug in elektrisch verstärkte vorindustrielle Vorstellungswelten (besonders schön zu sehen bei Manowar) kann seine eigenen Brechungen zwar leugnen, aber niemals überwinden. Gerade das Bestehen auf Virtuosität, um eine verloren gegangene Authentizität zu stabilisieren, holt die industrielle Welt wieder ins Genre. Kurz es geht um Leistung, Fehlerlosigkeit und Heraushebung des Musikers durch diese Leistung. Das Spektakel des Konzerts soll gerade durch die immer wieder betonte Unvermitteltheit die Fähigkeiten der Akteure herausheben. Fallt auf die Knie vor dem Gott der Vierundsechzigstel oder ballt wenigstens die Fäuste. Ähnlich wie der Versuch die Vormoderne durch Gefühl und Lautstärke zurückzugewinnen, ist die Restabilisierung eines atavistischen Genderverhältnisses gerade in den extremeren Spielarten des Heavy Metal angenehmerweise dann doch gescheitert. Es gibt kaum androgynere Veranstaltungen in der Popkultur als Trash-Metal Konzerte. Die geschlechterunabhängige Uniformierung des Publikums hat hier Maß erreicht, das vielleicht im Hardcore sein Pedant hat, aber sonst weitgehend alleine steht.

Gerade die härteren Spielarten haben dann aber die große Zeit des massenkompatiblen Heavy Metal zumindest als ein Randphänomen in den Jugendzentren der Republik überlebt. Das ist wohl vor allem der dem Genre zugeschriebenen Härte und Authentizität geschuldet, die – zumindest wenn man den Thesen von Christoph Dürr folgt – wichtige Bedürfnisse vorwiegend männlicher Jugendlicher bedienen. Hier geht es einerseits um Abgrenzung gegenüber einer Welt der Erwachsenen, die notwendigerweise von Anpassung und warenförmigen Prozessen bestimmt ist, die einen zunehmenden Anteil virtualisierter Leistungsanforderungen und Konsumschemata enthalten. Andererseits stützt Härte und Authentizität auch Gruppenbildung und Identitätsfindungsprozesse rund um die Reibungsflächen klassischer Anpassungsprozesse. Dieses Phänomen ist auch in Ordnung, wenn man sich – in einer bio-

graphischen dialektischen Bewegung – mit den Jahren von diesen Irrtümern auf selbstversöhnlich-lächelnde Weise wieder emanzipiert.

Aus dem Plattenarchiv

Nation of Ulysses – 13-Point Program to Destroy America (1991)

Der amerikanische Hardcore der achtziger und neunziger Jahre kann in der rückblickenden Zusammenschau als eine durchgängig diskursorientierte Musikrichtung charakterisiert werden. Nicht erst mit Minor Threat begann eine Verknüpfung von ästhetischer und kommunikativer Dissidenz, die bisweilen absurde Blüten trieb. Bei der Nation of Ulysses kann man sich auf Anhieb nicht sicher sein, ob die fünf Jungs aus Washington Repräsentanten dieses Phänomens waren, oder bereits eine kariierende Reaktion auf diese Entwicklung. ‚13-Point Program to destroy America‘ erschien 1991 als Erstling bei dem Washingtoner Label Discord. Von Fugazi-Bandmitgliedern betrieben gehörte es zu seiner Zeit sicherlich zu den inhaltslastigsten Vertretern seiner Zunft. Die weißen Nation of Ulysses treiben diese Entwicklung durch ausufernde Programmatiken im Booklet auf die Spitze, die von der Form her an die Nation of Islam und die Black Panther Bewegung erinnern. Es handelt sich um ausführlichste Tiraden darüber, dass die Nation of Ulysses eine Bewegung und keine Band wäre, eine Waffe im Kampf gegen den Kapitalismus, in dem die Militarisierung der Auseinandersetzung auf die Spitze zu treiben sei. Jedes Mitglied der Band hat ein ausführliches Funktionsdossier für seine Rolle innerhalb der Nation. Umsturz ist das Ziel aller Aktivität. Heute würde man zu dieser absurden Collage verschiedener Radikalismen der siebziger Jahre wahrscheinlich Kommunikationsguerilla sagen.

Kommunikationsguerilla war ein viel diskutiertes Konzept zur politischen Betätigung in der autonomen Linken der 90er Jahre. Im Kern ging es darum, Veränderungsprozesse durch Erschütterung der sog. kulturellen Grammatik einzuleiten. Basis dieser Aktionsform war die Erkenntnis, dass sich politische Macht zu einem erheblichen Teil auf Institutionen stützt. Der Begriff wird dabei als einer verstanden, der weniger Organisationen, sondern allgemein anerkannte und stabilisierte Interaktionsmuster meint, die repressive gesellschaftliche Prozesse (re-)produzieren. Die Effizienz und die Wirkung liegt dabei in der verinnerlichten Teilnahme der Akteure als ‚Alltag‘ oder ‚Normalität‘. Brüche in diese Grammatik der Machtausübung einzulassen – so die damalige Diskussion – könnte ein Angelpunkt zur Einleitung grundsätzlicher Veränderungen sein, insbesondere wenn es gelänge, einem solchen Vorgehen eine gewisse Breitenbasis zu geben. Die Überlegungen zeigen deutlich eine von der postmodernen Philosophie inspirierte Hinwendung zu den kulturell-gesellschaftlichen Stabilisatoren politischer Machtausübung und dokumentieren in gewisser Weise auch Zweifel an der Machbarkeit von Änderungen über einen Angriff auf die grundsätzlichen ökonomischen Setzungen moderner kapitalistischer Gesellschaften. Konkret geht es um ein Spiel mit Kommunikations- und Bedeutungsformen im öffentlichen Raum. Verschiebungen und abweichendes Verhalten, das nicht sofort als solches zu decodieren ist, soll die unreflektierte Geltung solcher Institutionen erschüttern. Eine diskutierte Methode ist dabei die der öffentlichen Überidentifikation mit einer Denk- oder Darstellungsform, vorgetragen beispielsweise durch ironische Affirmation von Statements in einer Parteiveranstaltung oder offiziellen Kundgebung.

Diese Brechungen offizieller politischer Rituale sollen die impliziten und verdrängten Setzungen eines Denkmodells offen legen und einer Kritik zugänglich machen.

Dieses auch bei den der Nation of Ulysses verwendete Prinzip der Überaffirmation funktioniert für einen Themenkomplex, wie einen Teil der radikalen linken Geschichte der USA aber vordergründig erst einmal nicht. Es existieren schlicht im politischen Mainstream keine Konnotationen mit diesem Thema, keine Rituale, die stabilisierend in den gesellschaftlichen Machtkörper eingelassen sind. Das Projekt bleibt damit eine Schrulligkeit der Musikgeschichte, bei dem das irritierend-unterhaltsame Booklet weiter trägt als der Kern des Projekts, nämlich die Musik. Die Nation of Ulysses trieben zeitgenössischen Hardcore mit Anleihen vom Free-Jazz, der in Sachen Songwriting, Gesang und Produktion hinter dem zurückbleibt, was zur selben Zeit auf ihrem Label Discord erschien. Aus dieser Perspektive gibt es gute Gründe, dass die fünf mit ihrem Projekt eine Randerscheinung blieben, wenn auch eine innerhalb der Hardcoregemeinde recht viel rezipierte.

She-male Trouble – Back from the Nitty Gritty (2003)

Ein Band, die mit der Kurzbeschreibung ‚Punkrock aus Berlin‘ ins Rennen geht, hat erst einmal nicht viel zu lachen. Zu sehr klingt diese Umschreibung nach einer weiteren Band in einem weithin abgesteckten Genre, nach der Wiederaufnahme von bereits Gehörtem und Gesehenen. She-male Trouble aus Berlin scheinen dieses Urteil auf den ersten Blick zu bestätigen. Die fünf Berliner bieten auf ihrer ersten LP ‚Back from the Nitty Gritty‘ sauberes Handwerk zwischen Ramones, Hagfish und Jingo de Lunch. Es ist vor allem das sehnsuchtsvolle, von Sängerin Carol la Rock vorgetragene dichte Material, das in seiner psychischen Disposition an die besseren Aufnahmen von Leatherface erinnert, das die Band hörens- und vor allem sehenswert macht. Diese dunkle Kompaktheit stellt zwar in seiner konkreten Ausformung nichts wirklich Neues für das Genre dar, macht die Band aber über ein Publikum über 30, das schon einiges in Sachen Gitarren erlebt hat, noch hörbar. Leider haben sich She-Male Trouble genau damit ein Zielpublikum ausgesucht, das nicht mehr allzu oft auf Konzerte geht und Platten kauft. Unterschätzt könnte man über dieses Projekt sagen, das vor allem durch hervorragende Livekonzerte immer wieder zu gefallen weiß. Hingehen, wenn die fünf das nächste mal in der Nähe sind!